

Bilder vom Reich Gottes - Teil 3

Wozu überhaupt Bilder?

Matthäus 13, 10-17

Predigt Andreas Symank

Freie Evangelische Gemeinde Zürich-Helvetiaplatz

01.11.2009

Bilder von Gottes Reich – darum geht es in dieser Predigtreihe. Zwei Bilder haben wir uns bereits angesehen: das Bild vom Sämann und den vier verschiedenen Bodensorten und das Bild vom Unkraut im Weizenfeld. Jetzt wäre eigentlich das dritte dran: das Bild vom Senfkorn, und das vierte: das Bild vom Sauerteig; die beiden gehören eng zusammen. Aber weil der heutige Sonntag ein bisschen aus dem Rahmen fällt, darf – habe ich gedacht – auch die Predigt ein bisschen aus der Reihe tanzen. Wir unterbrechen also die Bilderfolge einmal und stellen uns eine grundsätzliche Frage: Wieso gebrauchte Jesus überhaupt Bilder?

Übrigens: Insgesamt sind es in diesem berühmten Kapitel 13 des Matthäus-Evangeliums acht Bilder, acht sogenannte Gleichnisse. Sehen Sie ruhig mal nach. Wahrscheinlich kommen die meisten von Ihnen erst mal nur auf sieben Gleichnisse und haben Mühe, das achte überhaupt zu finden. Es sind aber acht; wenn Sie es in der NGÜ nachkontrollieren, werden Sie es sofort feststellen (wieso, verrate ich Ihnen nicht; das müssen Sie selbst herausfinden):

- das Gleichnis von der Saat, die auf viererlei Boden fällt
- das Gleichnis vom Unkraut im Weizenfeld
- das Gleichnis vom Senfkorn
- das Gleichnis vom Sauerteig
- das Gleichnis vom Schatz im Acker
- das Gleichnis von der Perle
- das Gleichnis vom Fischernetz
- das Gleichnis vom Schriftgelehrten des Himmelreichs

Irgendwann werde ich die Reihe fortsetzen, und dann werden Sie sehen: Das achte und letzte Bild ist sogar ganz besonders wichtig, ganz besonders aufschlussreich.

Die Frage

Jetzt also zu der Frage, die uns heute beschäftigen soll: Wieso gebrauchte Jesus Bilder? Wir können die Frage etwas allgemeiner stellen: Wieso gebrauchen wir Bilder? Zur Illustration natürlich, zur Veranschaulichung, zur Belebung und Auflockerung. Vielleicht haben Sie auch schon mal einen ätzenden Vortrag gehört, eine sterbenslangweilige Predigt. Die Gedanken machen sich selbständig, gehen spazieren. Man hat Mühe, das Gähnen zu unterdrücken. Man sieht sich verstohlen um und ist beruhigt: Den anderen geht es ebenso. Die Sitznachbarn links und rechts starren mit ausdruckslosem Gesicht vor sich hin. Friedhofsruhe. Und dann sagt der Redner: Ich will Ihnen mal eine kleine Geschichte erzählen. Plötzlich geht ein Ruck durch die Versammlung. Die Leute richten sich auf, in die Minen kehrt die Spannung zurück, die Zuhö-

rer sind wieder das, was sie sein sollten: Zuhörer. Fast hätte ich gesagt: Die Toten sind wieder lebendig! Die Geschichte hat die Leute aus ihren Gräbern geholt.

Oder: Jemand erzählt mir begeistert, wie schön es im Gottesdienst gewesen ist und wie toll die Predigt war. „Über was hat der Pfarrer denn geredet?“ – „Och, das kann ich jetzt nicht mehr so genau sagen. Aber er hat ein supertolles Beispiel erzählt!“ Und das krieg ich dann bis ins kleinste Detail aufgetischt. Die trockenen Lehrsätze hat die Gemeinde schnell wieder vergessen. Aber die Beispiele, die Bilder – die bleiben. Bilder sagen manchmal mehr als tausend Worte. Versuchen Sie mal, „Geborgenheit“ zu beschreiben. Gar nicht so einfach, vor allem, wenn man auch noch die Gefühle ausdrücken will, die da mitschwingen. Dürfte eine ziemlich wortreiche, langatmige Prozedur werden. Da sag ich’s doch lieber mit einem Bild!



Die Bibel ist voll von Bildern, von Vergleichen, von Gleichnissen. Denken Sie an die Psalmen von David („Der Herr ist mein Hirte“; Psalm 23, 1), die Aussprüche der Propheten („Gottes Wort ist wie ein Hammer, der Felsen zerschlägt“; Jeremia 23, 29), die Briefe der Apostel („Wer zweifelt, gleicht einer Meereswoge, die – vom Wind aufgepeitscht – einmal hierhin und dann wieder dorthin getrieben wird“;) Es gibt ein ganzes biblisches Buch, das diesen Titel trägt: „Gleichnisse“. Wir kennen das Buch unter einer anderen Bezeichnung, aber im Original ist der Titel genau dieses Wort, das hier in Matthäus 13 mit „Gleichnisse“ übersetzt ist. Haben Sie eine Ahnung, um welches Buch es sich handeln könnte?

Also: Die biblischen Texte sind voll von Bildern und Vergleichen. Aber derjenige, dessen Rede mit Abstand am meisten aus Bildern bestand, war Jesus. Jesus war der Meister-Kommunikator. So anschaulich, so lebensnah wie er hat keiner je geredet. Mit seinen Bildern konnten die Leute sich identifizieren, weil sie mitten aus dem Leben gegriffen waren: der Landwirt, der Hirte, die Bäckersfrau, der Fischer. Aber Jesus hat nicht nur mehr Bilder gebraucht als andere; er hat sie auch anders eingesetzt, als wir das gewöhnlich tun. Wenn wir eine Rede halten, dienen die Bilder oft nur zur Auflockerung, zum Wachhalten, zur Veranschaulichung. Unser Rede-Teppich ist sozusagen ein einheitliches, ziemlich eintöniges Grau mit ein paar bunten Einsprengseln dazwischen. Der Rede-Teppich von Jesus hingegen war durchwegs aus den unterschiedlichsten Farben gewebt, mit kühnen, einprägsamen Mustern. Bei unseren Reden könnten die Bilder auch wegbleiben; die wesentlichen Lehrpunkte präsentieren wir in theologisch sorgfältig ausformulierten Sätzen. Bei Jesus war das anders. Er lehrte tiefste theologische Wahrheiten, aber er präsentierte sie in Form von Bildern, von Gleichnis-

sen. Denken Sie an das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter: Jesus trägt keine lange Abhandlung über Nächstenliebe vor. Er erzählt die Geschichte, und dann sagt er einfach: „Geh und mach es genauso!“ Oder das Gleichnis vom Verlorenen Sohn: Jesus theoretisiert nicht langatmig über Gottes Liebe zu uns. Er erzählt einfach diese Geschichte. Und jeder weiß: Ich darf auch aus dem tiefsten Sumpf zu Gott umkehren, und er wird mich nicht verstoßen. Jesus hat diese Geschichten nicht nur benützt, um seine Gedanken zu illustrieren; er hat nicht erst seine Theologie dargelegt und sie dann noch mit ein paar Beispielen garniert. Nein, er hat seine Gedanken durch die Geschichten selbst vorgetragen. Jesus, der Meister-Kommunikator.

Zwischenfazit und neue Frage

Wozu gebrauchen wir Bilder? haben wir gefragt. Kleines Zwischenfazit: Zur Veranschaulichung. Das ist in unseren Reden so; und bei Jesus war das in ganz besonderem Maß so, quantitativ und qualitativ. Aber jetzt hören wir uns mal einen Abschnitt aus Matthäus 13 an, den wir bei den bisherigen Predigten ausgelassen haben. Er steckt sozusagen wie die Salami im Sandwich mittendrin zwischen dem Gleichnis vom Sämann und der Erklärung dieses Gleichnisses. Jesus hatte zunächst einmal das Bild von der Saat und den vier Bodensorten erzählt; die ganze Volksmenge hatte zugehört. Jetzt müsste eigentlich die Erklärung folgen. Tut sie aber nicht. Stattdessen steht hier zunächst einmal folgendes (Matthäus 13, 10-17):

¹⁰Die Jünger kamen zu Jesus und fragten ihn: »Warum verwendest du Gleichnisse, wenn du zu den Leuten redest?« ¹¹Er antwortete: »Euch ist es ´von Gott` gegeben, die Geheimnisse des Himmelreichs zu verstehen; ihnen ist es nicht gegeben. ¹²Denn wer hat, dem wird gegeben, und er wird im Überfluss haben; wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat. ¹³Das ist der Grund, warum ich in Gleichnissen zu ihnen rede. Sie sehen und sehen doch nicht, sie hören und hören doch nicht und verstehen auch nichts. ¹⁴An ihnen erfüllt sich die Prophezeiung Jesajas:

›Hört zu – ihr werdet doch nichts verstehen.

Seht hin – ihr werdet doch nichts erkennen.

¹⁵Denn das Herz dieses Volkes ist verstockt,

ihre Ohren sind verstopft,

und ihre Augen halten sie geschlossen.

Sie wollen mit ihren Augen nichts sehen,

mit ihren Ohren nichts hören

und mit ihrem Herz nichts verstehen

und wollen nicht umkehren,

sodass ich sie heilen könnte.«

¹⁶Ihr aber seid glücklich zu preisen! Denn eure Augen sehen, und eure Ohren hören.

¹⁷Ich sage euch: Viele Propheten und Gerechte sehnten sich danach, zu sehen, was ihr seht, und haben es nicht gesehen; sie sehnten sich danach, zu hören, was ihr hört, und haben es nicht gehört.«

Und erst jetzt folgt das, was alle längst erwartet haben. Erst jetzt sagt Jesus:

¹⁸»Ich will euch nun das Gleichnis vom Bauern erklären, der die Saat ausstreut...«

Was hat Jesus am Anfang dieses Abschnitts gesagt? „Euch (den Jüngern) ist es gegeben, die Geheimnisse des Himmelreichs zu verstehen; ihnen (der Volksmenge) ist es nicht gegeben ... Das ist der Grund, warum ich in Gleichnissen zu ihnen rede.“ Merkwürdig. Bilder sind dazu da, dass man besser versteht, und hier sagt Jesus so ungefähr: Ich rede in Bildern, damit sie nichts verstehen! Wie passt denn das zusammen? Bilder erhellen die Sache doch. Können Bilder sie auch verdunkeln?

Bilder sind auch Abbilder

Nun, das hat mit einem eigentümlichen Umstand zu tun, der sozusagen in jedes Bild eingebaut ist: Bilder stellen nicht nur die Sache dar, die man auf dem Bild sieht; sie können auch Abbilder von etwas anderem sein. Wenn Jesus vom Bauern und der Saat erzählt, will er den Leuten ja nicht beibringen, wie man säen muss. Er malt das Bild vom Acker nicht, damit die Leute wissen, wie ein Acker aussieht. Er erzählt vom Sauerteig nicht, damit die Hausfrau weiß, wie sie Brot backen muss. Er erzählt vom Fischernetz nicht, damit die Fischer am See Gennesaret keine Fehler beim Fischen machen. Nein, diese Bilder sind Abbilder von etwas anderem; es sind Vergleiche, Gleichnisse. Jetzt kommt natürlich alles darauf an, dass ich weiß, wovon denn eigentlich die Rede sein soll. Und das ist eben nicht ohne weiteres klar. Jesus erzählt vom Sämann. Warum erzählt er uns das nur, fragen sich die Zuhörer. Das wissen wir doch alles! Er muss etwas anderes meinen. Aber was? Das Bild erklärt sich nicht von selbst.

Das ist, wie gesagt, bei allen Bildern so, sobald sie ein Abbild von etwas anderem sein sollen. Sehen Sie sich einmal dieses Bild an:



Es zeigt einen Löwen, einen afrikanischen Löwen. So weit, so klar. Aber nun könnte ich behaupten: Der Löwe ist ein Symbol, ein Bild für etwas ganz Bestimmtes. Und schon ginge das Rätselraten los. Ein Bild für was wohl? Für Stärke? Für Stolz? Für Gewalt? Ein Bild für Jesus („der Löwe aus dem Stamm Juda“; Offenbarung 5, 5)? Oder womöglich ein Bild für den Teufel („Der Teufel streift umher wie ein brüllender Löwe, immer auf der Suche nach einem Opfer, das er verschlingen kann“; 1. Petrus 5, 8)? Alle diese Interpretationen sind möglich; der Zusammenhang muss entscheiden, welche Deutung jeweils gemeint und damit richtig ist.

Bei Sprichwörtern ist das ganz ähnlich. „Wo gehobelt wird, fallen Späne.“ Klar, wissen wir alle: Wenn der Schreiner den Hobel über ein Stück Holz zieht, liegen nachher Späne auf dem Boden.



„Wo gehobelt wird, fallen Späne.“ Wer das sagt, verwendet zwar das Bild vom Zimmermann, aber er meint etwas anderes. Was meint er denn? Merken Sie – jetzt wird es schon ein bisschen schwierig. Das Sprichwort ist wie ein kleines Rätsel, und man muss überlegen, was damit eigentlich gesagt werden soll. Ungefähr das, würde ich meinen: Wo eine Sache energisch angepackt wird, kann man nicht auf alles und jeden Rücksicht nehmen. „Bei den Krawallen gestern abend hat die Polizei leider auch einige Unbeteiligte festgenommen. Wo gehobelt wird, fallen eben Späne.“ Klar, man könnte das auch ohne Sprichwort ausdrücken. Aber wieviel weniger prägnant wäre es dann, wieviel weniger anschaulich!

Wie rätselhaft so ein Sprichwort sein kann, merkt man erst richtig, wenn es aus einem ganz anderen Kulturkreis kommt. Kleines Beispiel aus Afrika, genauer: von der Elfenbeinküste, vom Stamm der Djimini; ich habe es vor ein paar Jahren von einem Wycliff-Missionar gehört: „Hundebesitzer essen anders als Ziegenbesitzer“ (ganz wörtlich: Ein Hundebesitzer isst nicht, wie ein Ziegenbesitzer isst).



Was soll denn das bedeuten? Null Ahnung. Für die afrikanischen Stämme, die dieses Sprichwort benutzen, ist alles sonnenklar: In einem afrikanischen Dorf gibt es in der Regel mehr Ziegen als Einwohner. Die Ziegen laufen frei rum, und während die Hausfrau im Freien auf der Feuerstelle kocht, gehen die Ziegen ins Haus und fressen alles, was sie dort finden. Ergo:

Wer eine Ziege besitzt, muss sie nicht füttern. Hunde dagegen werden für die Jagd abgerichtet. Der Hund frisst seine Beute nicht selbst, sondern bringt sie zu seinem Herrchen; dafür muss Herrchen ihm dann etwas von der Beute abgeben. Ergo: Wer einen Hund besitzt, muss sein Essen mit dem Hund teilen. „Hundebesitzer essen anders als Ziegenbesitzer.“ Soweit ist der Sinn uns jetzt klar. Aber nun ist das ja ein Sprichwort. Was will man damit im Klartext sagen? Schaff den Hund ab und leg dir eine Ziege zu? Sicher nicht. Der Missionar hörte das Sprichwort zum ersten Mal an einem Sonntag, als er mit seiner Frau und seinen Kindern beim Mittagessen saß. Mit ihnen am Tisch saß sein Übersetzungshelfer, ein Junggeselle, den er dazu eingeladen hatte. Der Mitarbeiter griff tüchtig zu, und irgendwann musste er grinsen. Als der Missionar ihn fragte, was denn so lustig wäre, platzte es aus ihm heraus: „Hundebesitzer essen anders als Ziegenbesitzer.“ – „Was meinst du damit?“ – „Du musst wie ein Hundebesitzer dein Essen mit deiner Familie teilen. Ich kann alles alleine aufessen.“ Und gleichzeitig war das wie ein kleiner Trost für den Junggesellen. Denn in der afrikanischen Gesellschaft hat es natürlich einen hohen Stellenwert, verheiratet zu sein und viele Kinder zu haben. Aber der Mitarbeiter hatte entdeckt, dass man dem Ledigsein doch auch etwas Positives abgewinnen kann. „Hundebesitzer essen anders als Ziegenbesitzer.“ Mit welchem Sprichwort würden wir das ausdrücken? Vielleicht so: „Wenn du verheiratet bist, ist der Franken nur noch die Hälfte wert.“

Ich glaube, jetzt wissen Sie auch, welches biblische Buch den Titel „Gleichnisse“ trägt: das Buch der Sprüche, der Sprichwörter (parabolä [griechisch] < maschal/m^eschalim [hebräisch]). Sprichwörter sind häufig wie kleine Bilder formuliert, wie kleine Rätsel. Und wenn man nicht weiß, wovon eigentlich die Rede ist, steht man wie der Ochse vor dem Berg.

Zurück zu Jesus und seinen Gleichnissen. Die Bilder, die er verwendet, deuten auf etwas anderes hin, aber dieses Andere wurde nicht von allen verstanden. Die Jünger haben es verstanden; die Menge hat es nicht verstanden. Warum war das so? Damit wollen wir uns zum Schluss noch beschäftigen.

Warum haben die Leute die Bilder nicht verstanden?

Jesus sagt: „Euch (den Jüngern) ist es von Gott gegeben, die Geheimnisse des Himmelreichs zu verstehen; ihnen (der Volksmenge) ist es nicht gegeben. Denn wer hat, dem wird gegeben, und er wird im Überfluss haben; wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat. Das ist der Grund, warum ich in Gleichnissen zu ihnen rede.“ (Matthäus 13, 11-13)

Auf den ersten Blick klingt das nach Willkür: Den einen ist es gegeben, den anderen nicht. Glück für die einen, Pech für die anderen. Na ja, wenn ich das Gleichnis nicht verstehe, kann ich wenigstens nichts dafür. Ist einfach Schicksal. Der eine ist unmusikalisch, der andere hat eine Rechenschwäche, und ich bin eben unempfänglich für religiöse Dinge. Was Jesus sagt, klingt nicht nur nach Willkür, es scheint geradezu empörend ungerecht zu sein: „Wer hat, dem wird gegeben, und er wird im Überfluss haben; wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat.“ Warum wird der beschenkt, der sowieso schon so viel hat? Warum sorgt Gott nicht eher für einen gerechten Ausgleich? Aber achten Sie mal auf den Schluss dieser Aussage, auf den allerletzten Satz: „... dem wird auch das genommen, was er hat.“ Die Leute hatten also etwas. Sie waren keine Habenichtse, denen Gott alles Gute vorenthielt und

denen er nicht zu ihrem Glück verhelfen wollte. Was hatten sie denn? Sie hatten das Gesetz des Mose, das ihnen den Messias ankündigte. Sie hatten die Prophetenworte, die ihnen den Messias ankündigten. Sie hatten Jesus in ihrer Mitte, den angekündigten König vom Himmel. Und dieser Jesus hatte ihnen lang und breit die Botschaft vom Reich Gottes verkündet, im Klartext, ohne Verschlüsselung, ohne rätselhafte Bilder (Matthäus 9, 35). Aber die Leute gingen nicht darauf ein. Sich von Jesus gesund machen lassen – bitte sehr. Sich von ihm satt füttern lassen – danke schön. Aber ihn als König anerkennen, als König ihres Lebens? Lieber nicht. Sich ihm unterstellen? Nein danke! Sie hatten so vieles, aber sie haben es sich nicht zu eigen gemacht.

Es ist wie in dem Gleichnis (schon wieder ein Gleichnis!) von den drei Dienern, deren Herr verreist (Matthäus 25, 14ff). Vorher vertraut er noch jedem von ihnen eine bestimmte Summe Geld an – dem einen fünf Talente, dem zweiten zwei und dem dritten eines. Alle haben etwas bekommen. Aber was machte der mit dem einen Talent? Hat er damit gewirtschaftet? Nein. Hat er es auf der Bank angelegt? Nein. Er grub ein Loch in die Erde und versteckte es! Er hatte und hatte nicht. Und wie sein Herr wiederkommt, sagt er genau diese Worte, die wir schon aus Matthäus 13 kennen: „Nehmt ihm das Talent weg und gebt es dem, der die zehn Talente hat. Denn wer hat, dem wird gegeben, und er wird im Überfluss haben; wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat.“ (Matthäus 25, 29)

Jesus hat unverschlüsselt zu den Leuten geredet, aber sie wollten nichts davon wissen. Jetzt redet er in Bildern. Das ist fast so etwas wie ein göttliches Gericht, ein Urteil über ihr Desinteresse, die Konsequenz davon, dass sie ihre Augen verschließen und ihre Ohren verstopfen. Und gleichzeitig ist es wie ein Test, aus Auswahlverfahren: Mit Hilfe der Gleichnisse stellt sich heraus, ob sich überhaupt jemand für Gott und sein Reich interessiert.

Warum haben die Leute die Bilder nicht verstanden?

- nicht, weil das ihr vorbestimmtes Schicksal war,
- sondern weil sie sich Jesus nicht unterstellen wollten

Warum haben die Jünger die Bilder verstanden?

„Euch (den Jüngern) ist es von Gott gegeben, die Geheimnisse des Himmelreichs zu verstehen.“ Was heißt dann das: „euch ist es gegeben“? Haben die Jünger intuitiv gewusst, um was es bei den Bildern geht? War es ihnen sozusagen angeboren? Von wegen! Sie wussten genauso wenig wie die Menge, was Jesus ihnen mit den Bildern beibringen wollte. Nachdem er das Gleichnis vom Unkraut im Weizenfeld erzählt hatte, heißt es: „Dann trennte sich Jesus von der Menge und ging ins Haus. Dort wandten sich seine Jünger an ihn und baten ihn: ‚Erkläre uns das Gleichnis vom Unkraut auf dem Acker!‘“ (Matthäus 13, 36) Das Gleichnis war für sie

ein Rätsel. Und schon beim Gleichnis vom Sämann sagt Jesus: „Ich will euch nun das Gleichnis vom Bauern erklären, der die Saat ausstreut.“ (Matthäus 13, 18) Sie konnten das Bild nicht einordnen; Jesus musste es ihnen erklären.

„Euch ist es gegeben“, sagt Jesus. Das klingt nach Vorherbestimmung, das klingt nach Prädestination. Ihr seid erwählt, Gott hat es so bestimmt, und deshalb versteht ihr die Bilder. Aber ich bin nicht sicher, ob das hier gemeint ist. Lassen wir die ganze Sache mit der Erwählung doch einfach mal beiseite. Das ist sozusagen fromme Theorie. Fragen wir lieber ganz praktisch, ganz konkret: Wer hat den Jüngern denn das nötige Verständnis gegeben? Wer hat sie in die Geheimnisse des Himmelreichs eingeweiht? Jesus! Und warum hat er das getan? Weil sie ihn darum baten! Oder, anders gesagt: Weil sie am Abend immer noch bei Jesus waren. Weil sie bei ihm blieben, als die Menge sich längst verlaufen hatte. Da, zu Hause bei Jesus, wurde ihnen der nötige Aufschluss gegeben!

Wenn Jesus sagt: „Euch ist es gegeben, ihnen ist es nicht gegeben“, dann will er vor allem eins klar machen: Wir Menschen kommen von uns aus nicht auf die richtige Deutung. Wir können noch so schlau sein – ohne Gottes Hilfe werden wir die Bilder nicht verstehen. Es handelt sich schließlich um Geheimnisse, um „Geheimnisse des Himmelreichs“, wie Jesus sagt. Und der Schlüssel zu diesen Geheimnissen liegt nicht in einem unserer Gedankenfächer. Gott selbst muss uns die nötige Einsicht geben. Es geht bei diesen Bildern ja vor allem um jene Phase, wo der neue König zwar schon da ist, aber sozusagen noch inkognito. Wo wir parallel zu seiner Macht auch noch die Macht des Teufels erleben. Revolution und Gegenrevolution. Und am Ende dieser Phase wird der neue König sogar sterben – ausgepeitscht, ans Kreuz genagelt, mit einer Lanze durchbohrt, ins Grab gelegt. Die Niederlage scheint perfekt (ehe daraus der Triumph der Auferstehung aus dem Grab wird). Das sind Ereignisse, die sich kein Mensch ausdenken kann, auch kein frommer Mensch. Die frommen Menschen zu Jesu Zeit dachten, der König würde kommen und die Sünder aburteilen. Aber dass der König sein eigenes Leben hergibt, damit die Sünder eben nicht abgeurteilt werden müssen – das übersteigt alles menschliche Vorstellungsvermögen. Das muss uns dieser König selbst mitteilen.

Die Jünger haben es richtig gemacht: Sie sind zu dem König gegangen und haben ihn um Auskunft gebeten. „Bittet, und es wird euch gegeben“, hat Jesus in der Bergpredigt gesagt (Matthäus 7, 7). Das haben sie jetzt praktiziert: Sie haben um eine Erklärung gebeten, und Jesus hat sie ihnen gegeben.

Ich finde, hier haben wir ein höchst empfehlenswertes Verhaltensmuster, ein Muster-Verhalten, ein Vorbild dafür, wie wir selbst es machen sollen, wenn wir nicht mehr weiter wissen. Gehen wir doch zu Jesus! Bitten wir Jesus um seine Hilfe! Bleiben wir bei Jesus, auch am Abend, auch in der Nacht. Die Jünger waren nicht besser als die Volksmenge, nicht schlauer, nicht frömmer. Aber sie hielten sich zu Jesus.

Wenn wir allein nicht klar kommen – gehen wir zu Jesus! Wenn es uns an Weisheit fehlt – bitten wir Jesus! Wenn wir Mut und Kraft brauchen – wenden wir uns an Jesus! Wenn uns eine Sorge niederdrückt – legen wir sie bei Jesus ab! Wenn uns etwas so richtig Freude macht – laden wir Jesus zu unserer Feier ein!

All das gilt nicht nur für die Jünger, also für die, die sowieso schon von Jesus überzeugt sind. Das gilt auch für die Skeptiker, die Zweifler, die Unentschlossenen, für die, die nicht verstehen, worum es geht. Du verstehst nicht, was es mit Gott auf sich hat, was Gott von dir will? Das ist kein Schicksal. Das muss nicht so bleiben. Lass es dir von Jesus erklären. Fang an, die Bibel zu lesen – von vorn nach hinten und von hinten nach vorn. Und wenn du etwas verstehst, dann befolge es, setze es in die Praxis um. Schenk Jesus dein Vertrauen, gib ihm einen Vertrauensvorschuss – er wird es dir belohnen. Du wirst nicht enttäuscht werden.

„Wer Ohren hat, der höre!“ Das sagt Jesus zu der Menge (am Ende vom Gleichnis mit dem vierfachen Boden; Matthäus 13, 9). Jesus hat die Menge nicht abgeschrieben. Er wirbt um sie. Er ermutigt sie. Er fordert sie auf, über das Gehörte nachzudenken. Und wenn dann einer oder eine sich aus der Menge gelöst hätte und zu ihm gekommen wäre und gesagt hätte: Rabbi, darf ich zuhören, wenn du deinen Schülern das Bild erklärst? Meint ihr, Jesus hätte ihn wieder weggeschickt: Geh heim, du bist nicht erwählt! Über die Gleichnisse rede ich nur mit meinen Jüngern? Hätte Jesus das gemacht? Niemals! Jesus hätte sich unbändig gefreut: Ob du zuhören darfst? Selbstverständlich! Komm, setz dich zu uns! Dafür bin ich doch da; das ist doch mein Auftrag: den Tauben die Ohren zu öffnen, damit sie hören, und den Blinden die Augen, damit sie sehen, und den Unverständigen den Verstand, damit sie Einsicht bekommen! (Vergleiche Lukas 4, 18)

„Wer Ohren hat, der höre!“ Das sagt Jesus auch zu seinen Jüngern (am Ende der Erklärung des Gleichnisses vom Unkraut im Weizenfeld; Matthäus 13, 43). Auch bei ihnen ist jetzt nicht automatisch alles geritzt, nur weil sie bei Jesus sind. Auch sie müssen immer neu ganz bewusst die Ohren spitzen, wenn Jesus ihnen etwas sagt, und die innere Bereitschaft mitbringen, es auch zu befolgen.

Warum haben die Jünger die Bilder verstanden?

- nicht, weil sie klüger waren als die Volksmenge,
- sondern weil sie Jesus fragten und bei Jesus blieben

Wozu überhaupt Bilder? war unsere Ausgangsfrage. Jetzt wissen wir eine Antwort darauf. Bilder dienen der Veranschaulichung. Bilder prägen uns die Lehre Jesu ein – manchmal mehr als tausend Worte. Aber Bilder sind prinzipiell mehrdeutig. Man muss wissen, was damit abgebildet werden soll. Wenn man das nicht weiß und sich nicht um die richtige Deutung bemüht, bleibt einem das Bild verschlossen. Und dann wird aus einer Verständnishilfe ein Verstehenshindernis.

Die Gleichnisse haben also eine Doppelfunktion. Sie verdeutlichen und sie verhüllen. Sie sorgen für Klärung und gleichzeitig für Verwirrung. Welche Wirkung die Gleichnisse im Einzel-

fall haben, hängt vom Hörer ab. Diejenigen, die ihr Innerstes vor Gott verschließen, stehen den Gleichnissen ratlos gegenüber. Diejenigen, die bereit sind, sich Jesus zu unterstellen, bekommen durch die Gleichnisse anschauliche und weiterführende Aufschlüsse über Gottes Reich.

Im 2. Korintherbrief schreibt Paulus einmal folgendes: „Weil Christus in uns lebt, sind wir zur Ehre Gottes ein Wohlgeruch, der sowohl zu denen dringt, die gerettet werden, als auch zu denen, die verloren gehen. Für diese ist es ein Geruch, der auf den Tod hinweist und zum Tod führt; für jene ist es ein Geruch, der auf das Leben hinweist und zum Leben führt.“ (2. Korinther 2, 15.16) Dieselbe Botschaft bedeutet für die einen Rettung und für die anderen Untergang. Genauso ist es mit den Gleichnissen: Dasselbe Bild hilft dem einen, besser zu verstehen, und lässt den anderen ratlos zurück.

Die doppelte Funktion der Gleichnisse:

Hilfe zum Verstehen
und
Hindernis zum Verstehen

Entscheidend ist
die Einstellung des Hörers

Die Gleichnisse bilden sozusagen einen Test; sie trennen die Spreu vom Weizen. Mit Hilfe der Gleichnisse eröffnet Jesus so etwas wie ein Ausleseverfahren: Wer will wirklich von mir lernen? Der wird zu mir kommen und nachfragen. Wer interessiert sich nicht wirklich für das Reich Gottes und den neuen König? Der wird sich meine Worte anhören und sich dann wieder seinen Alltagsgeschäften zuwenden. „Wer Ohren hat, der höre!“ Wer die Bilder vom Reich Gottes hört, ist zu einer Entscheidung aufgefordert: Weiterhin nach seinen eigenen Vorstellungen zu leben und sich damit von all dem Neuen und Guten auszuschließen, das Jesus bringt. Oder aber zu Jesus zu kommen, sich das neue Leben von ihm erklären zu lassen und bei ihm zu bleiben. Ich denke, das zweite ist definitiv die bessere Wahl.